

GIOVANNI TRAPATTONI mit Bruno Longhi

GIOVANNI TRAPATTONI

ICH HABE *NOCH NICHT* FERTIG!



DELIUS KLASING

GIOVANNI TRAPATTONI
mit Bruno Longhi

GIOVANNI TRAPATTONI

ICH HABE *NOCH NICHT* FERTIG!

AUS DEM ITALIENISCHEN VON JULIA MILAN

Delius Klasing Verlag

Inhalt

Prolog	7
Kapitel 1: Der Junge von der Bernasciola	11
Kapitel 2: Rocco und seine Jungs	23
Kapitel 3: Chile 62: Tribüne mit Ausblick	44
Kapitel 4: Das Jahr 1963 und Pelé	50
Kapitel 5: Die wunderbaren 1960er-Jahre	61
Kapitel 6: Trainer Trap	76
Kapitel 7: UEFA-Pokal im ersten Anlauf	89
Kapitel 8: Zehn Jahre Spannung bei Juventus	109
Kapitel 9: Das Jahr des Erfolgs und der Abschied von Juve ..	132
Kapitel 10: Inter Mailand und die Rekorde	148
Kapitel 11: Das andere Juventus	180
Kapitel 12: Bayern München, 1. Teil: der Fehlstart	188
Kapitel 13: Zwischenspiel in Cagliari	197
Kapitel 14: Bayern München, 2. Teil: der Triumph	203
Kapitel 15: Ein »Gobbo« in Violett	210
Kapitel 16: 2000–2006: Odyssee in Azzurro; erst Moreno, dann »il biscotto«	218
Kapitel 17: Eine Runde durch Europa	236
Kapitel 18: Auf den Spuren von Saint Patrick	253
Epilog	268

10 Inter Mailand und die Rekorde

Meine Glückszahl ist die 17. Ich bin am 17. März, an San Patrizio (Sankt Patrick), geboren. Auch mein Sohn ist am 17. März geboren. Ich habe 17-mal in der Nationalmannschaft gespielt, und der erste Meistertitel, den ich mit Juventus gewann, war der 17. in der Geschichte der Bianconeri. Sollte mir die 17 wirklich Glück bringen? Wie das mit der 13 funktionieren sollte, habe ich allerdings nie kapiert. Als ich zu Inter kam, waren sie bei Scudetto Nummer 12, errungen 1980 unter Trainer Eugenio Bersellini. Und mein erster Gedanke war: »Mit mir hat Juve direkt den 17. Scudetto gewonnen, es wäre doch schön, wenn die Nerazzurri mit mir gleich in der ersten Saison den 13. Meistertitel gewinnen könnten.«

Manche Inter-Fans (die älteren) fanden, ich sei zu sehr »Milan-geprägt«, andere betrachteten mich als »zu sehr Juve«. Sich da Akzeptanz zu verschaffen war nicht einfach. Pellegrini war versessen darauf zu gewinnen; dass Berlusconi jetzt Präsident des AC Milan war, gefiel ihm gar nicht – er stellte sich vor, der Stadtrivale würde bald in Geld schwimmen und dann logischerweise auch mit Pokalen überhäuft werden.

In dem Zustand, in dem meine neue Mannschaft war, konnte

ich jedoch nicht auf sofortige Siege hoffen. Es brauchte zwei Entwicklungsjahre – und dann knallte es richtig.

Als ich zu Inter kam, war das Angriffsduo Rummenigge/Altbelli die Stärke der Formation, aber ansonsten gab es einiges zu verändern. Damit war ich zufrieden: Ich konnte etwas Neues anpacken, am Team arbeiten, mich dabei selbst auf die Probe stellen – perfekt für mich, da ich auf zehn Jahre kontinuierliche Erfolge zurückblickte, die ich aber alle mit demselben Klub erzielt hatte. Ich freute mich, meine alten Zöglinge Marco Tardelli und Pierino Fanna wiederzutreffen. Zum armen Pierino sagte ich gleich mit einem Lachen: »Finde dich gleich mal damit ab: Du wirst wohl wieder meine Pfiffe ertragen müssen.« Tardelli war schon fast ein Freund; er war ein Altmeister des Fußballs, und mir war klar, dass er irgendwann Trainer werden würde. Wir fühlten uns jetzt schon fast wie Kollegen und sollten noch viele gemeinsame Abenteuer erleben, über Jahrzehnte hinweg.

Mit Pellegrini klärte ich gleich zu Beginn eine wichtige Sache. Ich hatte einen Horror vor den Mailänder Journalisten, die immer auf der Jagd nach internen Informationen waren und sich in zwei Lager spalteten – die einen waren für Inter, die anderen für Milan. Außerdem wusste ich, dass die Kreise der Mailänder Nerazzurri keineswegs so dicht hielten wie die der Bianconeri in Turin und dass jeder gern irgendwelche Erklärungen abgab, ohne sie vorher abzustimmen.

Ich sagte zu ihm: »Präsident, Sie dürfen nur meinem Wort glauben. Wenn ein Journalist mit irgendwelchen Indiskretionen aus der Kabine zu Ihnen kommt, fragen Sie bitte zuerst mich, ob ich das bestätigen kann. Ich berichte dem Präsidenten immer alles, was passiert; so habe ich es jahrelang mit Boniperti gehalten, und so werde ich es auch mit Ihnen tun. Ehrlichkeit und Offenheit stehen bei mir an erster Stelle.«

Pellegrini verstand sofort, und wir machten uns an die Neuverpflichtungen. Wir holten den Argentinier Daniel Passarella – Weltmeister von 1978 und ein nicht mehr ganz junger, aber sehr talentierter Libero – und den Mittelfeldspieler Gianfranco Matteoli aus Cagliari; er hatte bei Como Karriere gemacht und es dort bis zum Kapitän gebracht, ein Jahr bei Sampdoria verbracht – und jetzt war er bereit für einen weiteren Karrieresprung.

Matteoli war einer meiner großen intuitiven Geniestreiche als Trainer, vergleichbar mit Cabrini, den ich als Außenverteidiger einsetzte. Dieser Junge, Matteoli, hatte goldene Füße, ein großes taktisches Verständnis und immer die Nummer 10 auf dem Trikot – ein Regisseur. Die ersten beiden Jahre bei Inter waren für ihn etwas schwierig. Im zweiten Jahr traten er und Vincenzo Scifo sich gegenseitig auf die Füße, ich musste etwas unternehmen und beschloss, ihn vor die Abwehr zu stellen. Das war die perfekte Rolle für ihn – er war ein Spielgestalter, der das Spiel eröffnen und den Takt bestimmen konnte. Im dritten Jahr, als die beiden Deutschen Lothar Matthäus und Andreas Brehme kamen, explodierte Matteoli förmlich und entwickelte sich zu einem der besten Spieler dieser Rekordmannschaft. Diese intuitive Aktion machte in gewisser Weise den Weg frei für einen anderen berühmten Rollenwechsel – den von Andrea Pirlo: Ein paar Jahre später stellte Trainer Carlo Mazzone bei Brescia Andrea Pirlo ebenso vor die Abwehr, um das Zusammenspiel – und was für ein Zusammenspiel! – mit Roberto Baggio zu ermöglichen. Später hat Ancelotti das Experiment bei Mailand erfolgreich wiederholt.

Rummenigge zu trainieren war ein Vergnügen. Wie Platini war er einer der stärksten Spieler der Welt: explosiv, kraftvoll, zielstrebig. Ein geborener Leader. Die Bezugsperson in der Spielerkabine jedoch war zweifellos Alessandro Altobelli. Ich hatte Mühe, meine Autorität geltend zu machen, weil er gern seinen Kopf durchsetzte. In den zwei Jahren, die wir gemeinsam bei

Inter verbrachten, gab es zwischen uns häufig Reibereien – nicht zuletzt, weil ich natürlich immer die Spieler aufstellen musste, die gerade in Topform waren, und er eben schon ein bisschen in die Jahre gekommen war. Einmal regte er sich so sehr darüber auf, dass ich ihn auswechselte, dass er seine Kapitänsbinde auf den Boden warf, als er vom Platz ging. Ich hielt mich zunächst zurück, doch dann ging ich zu Pellegrini und erklärte ihm: »So eine Geste, vor der ganzen Mannschaft, das ist eine Respektlosigkeit! Wenn Sie Altobelli trotzdem behalten möchten, gehe ich.« Pellegrini dachte keine Sekunde darüber nach: Am Ende des zweiten Jahres ging Altobelli zu Juventus. Pech für ihn war nur, dass er uns genau dann verließ, als die Mannschaft, die ich formieren wollte, Gestalt angenommen hatte – und sein Name wurde nicht mehr mit der berühmten Rekordsaison von Inter in Verbindung gebracht.

Karl-Heinz »Kalle« Rummenigge dagegen bedeutete für mich Freud und Leid. Er schoss Tore wie am Fließband, aber er war immer körperlich angeschlagen. Die Frau des Präsidenten Pellegrini war überzeugt davon, dass viele körperliche Probleme aus einer schlechten Haltung resultierten und manchmal auch mit den Zähnen zu tun haben könnten. Sie schlug vor, das Problem seiner Muskelschwäche durch eine Behandlung der Zähne zu lösen. Unser Vereinsarzt Doktor Bergamo war da jedoch anderer Meinung: Seiner Meinung nach waren es offensichtliche Verletzungen an der Achillessehne.

Kalle hatte zwei monströse Beine, doppelt so dick wie meine, und es war bestimmt nicht leicht, sie ständig mitzuschleppen, ohne sich hin und wieder wehzutun. Wir versuchten dennoch, seine Zahnstellung in der Klinik Sant'Anna in Como von der belgischen Koryphäe Professor Meersseman korrigieren zu lassen. Doch am Ende stellte sich heraus, dass Bergamo recht gehabt hatte: Am Vortag eines Derbys, das wir gegen Brescia spiel-

ten, riss Kalles Achillessehne, und für ihn begann ein Leidensweg, der schließlich zum vorzeitigen Ende seiner Fußballkarriere führte.

Da Rummenigge und Altobelli, die eigentlich ausgezeichnet zusammengepasst haben, letztendlich nur eine lahme Vorstellung gaben, setzte ich in vielen Spielen der ersten Saison das Duo Ciocchi/Garlini ein. Mit dieser Mannschaft gelang es mir zumindest, Inter auf Platz drei zu bringen, was im Vergleich zum sechsten Platz im Vorjahr schon ein gutes Ergebnis war – umso mehr, da Pellegrini und ich uns für die ersten Erfolge drei Jahre Zeit gegeben hatten. In der zweiten Saison mussten wir uns von Rummenigge verabschieden und nahmen Enzo Scifo unter Vertrag, ein italienisch-belgisches Talent aus Anderlecht, Jahrgang 1966.

1984, mit 18 Jahren, hatte er bei der Europameisterschaft in Frankreich groß aufgespielt. Er brachte viele gute Anlagen mit: eine fantastische Ballbehandlung, eine stabile Persönlichkeit, ein souveränes Passspiel. Er war ein Spielmacher mit dem Potenzial, die Welt in Erstaunen zu versetzen. Vielleicht war er noch zu jung, doch bei mir spielte er fast jedes Spiel und schoss kaum ein Tor. Scifo litt unter der Anwesenheit von Matteoli, und die Inter-Fans befürchteten, es könnte sich erneut eine zerstörerische Zwietracht entwickeln wie zwischen Beccalossi und Hansi Müller ein paar Jahre zuvor. Enzo fand keinen Anschluss an die Kameraden, er sprach wenig, zog sich oft in eine Ecke der Kabine zurück und beklagte sich wegen jeder noch so kleinen Diskussion bei seinem Vater. Ich musste ihn tausendmal gegenüber den Angriffen der Inter-Fans, der Presse und schließlich auch der anderen Spieler verteidigen.

»Jungs, Enzo ist ein Kind«, erklärte ich ihnen. »Ihr müsst mehr Geduld mit ihm haben. Nicht alle werden so alt geboren wie ›Zio‹ Bergomi.« Giuseppe Bergomi wurde von uns Italienern

wegen seines markanten Oberlippenbartes »Lo Zio« – der Onkel – genannt. »Wenn ihr Enzo mehr Vertrauen entgegenbringt, werdet ihr sehen, dass wir alle davon profitieren.«

Er spielte fast alle Partien, aber er machte keine Punkte – er erinnerte mich an Rivera, als er gerade vom US Alessandria zu Milan gekommen war. Er hatte dasselbe Genie, aber was die Persönlichkeit betraf ... dazwischen lagen Welten. Als Angreifer kam Aldo Serena zu uns, mein alter Bekannter von Juventus, der zuvor bei Inter groß geworden war: Es war seine dritte Rückkehr zu den Nerazzurri.

Nun, trotz aller Veränderungen war es ein unterdurchschnittliches Jahr. In der Meisterschaft wurden wir Fünfter, wir verloren beide Derbys und kamen weder bei der Coppa Italia noch im UEFA-Cup weiter.

Wir befanden uns noch mitten in der Saison 1987/88, und ich dachte schon an die nächste. Ich nahm Pellegrini zur Seite und redete Klartext: »Sie müssen mir helfen und einiges an Geld in die Hand nehmen: Wir brauchen eine echte Runderneuerung. Wir müssen uns von ein paar Spielern verabschieden, die nicht zu meiner Philosophie passen, und diese Namen hier auf meiner Liste kaufen.«

Ganz oben auf der Liste stand Lothar Matthäus, Star des FC Bayern München und der deutschen Nationalmannschaft, sein Vertrag lief gerade aus. Natürlich hatten auch alle anderen größeren europäischen Klubs ein Auge auf ihn geworfen, also mussten wir sofort handeln und durften keine Kosten scheuen. Zudem war ich begeistert von einem dynamischen Blondem, der auf dem Platz zugleich als Mittelfeldspieler, Außenverteidiger und Außenstürmer agieren konnte. Er hieß Andreas Brehme, auch er spielte zu der Zeit bei den Bayern. Er war der perfekte Ersatz für unseren Beppe Baresi, einen sehr guten Spieler, der aber nicht genug Druck nach vorn machte.

Über Brehme hatte sich auch schon mein Freund Franz Beckenbauer, der ihn in der deutschen Nationalmannschaft trainierte, sehr positiv geäußert. »Gianni, der ist wirklich stark. Er weiß nicht mal selbst, ob er Rechts- oder Linksfüßer ist, seine Flanken sind mit beiden Füßen gut, und manche Hammerschüsse zieht er durch wie ein Pferd. Sein Geheimnis: Mit rechts schießt er präzise, mit links stark.«

»Wenn sich sogar der Kaiser so aus dem Fenster lehnt«, dachte ich, »heißt das, er ist es wert.«

Dann hatte ich noch zwei äußerst vielversprechende Spieler auf dem Plan: Nicola Berti vom AC Florenz und Alessandro Bianchi von AC Cesena, beide Spieler wurden von der halben Serie A gejagt. Berti konnte ich sogar für uns gewinnen, obwohl er schon bei Neapel unterschrieben hatte. Ich fuhr nach Salsomaggiore zu seinem Vater, der ihn managte. Er war ein in Verhandlungen erfahrener Metzger, und mit Metzgern kam ich immer gut klar. Außerdem war ich wirklich überzeugt davon, dass ich der richtige Trainer für Nicola sei, der damals sehr jung und extrem temperamentvoll war.

Auch bei Lothar Matthäus wollte ich mich nicht auf Mittelsmänner verlassen. Um ihn zu einem Wechsel ins Trikot der Nerazzurri zu überreden, fuhr ich persönlich nach Deutschland – oder vielmehr: Ich lud mich selbst zu ihm nach Hause ein. Eines Nachmittags kam ich dort an und versuchte als Erstes, seine Ehefrau Silvia auf meine Seite zu ziehen. Ich beschrieb ihr Mailand als Hauptstadt der Mode und Eleganz und Inter als einen glorreichen Verein, der mit Lothar wieder zur Nummer eins in Italien werden würde. Sie war schnell begeistert von der Idee und schien der Meinung zu sein, dass es auch für ihn gut wäre. Zufrieden kehrte ich zurück nach Mailand. Ich hatte noch kein definitives Ja, aber es gab allen Grund, optimistisch zu sein. Bis ich ein paar Wochen später las, Matthäus habe noch einmal bei Bayern unterschrieben.

»Verdammt, Präsident, die stellen es ganz schlau an«, sagte ich zu Pellegrini.

»Inwiefern?«

»Insofern, als wir jetzt, da Matthäus seinen Vertrag verlängert hat, viel mehr Geld in die Hand nehmen müssen, um ihn trotzdem zu bekommen – und ich fürchte, die Differenz teilt er sich mit seinem Verein. Solche Spielchen machen keinen Spaß, aber sie passieren oft.«

Ich ging die Angelegenheit beim FC Bayern also noch einmal an, und schließlich bekamen wir Matthäus ebenso wie Brehme (auch sein Vertrag lief aus, und wegen Meinungsverschiedenheiten mit Trainer Jupp Heynckes wollte er nicht in Deutschland bleiben). Wir legten uns also für Matthäus ganz schön ins Zeug, Brehme dagegen ließen sie leichten Herzens ziehen – vermutlich nicht zuletzt wegen des hübschen Sümmchens, das wir für ihn überwiesen hatten. Die Presse verbreitete das Gerücht, Brehme sei uns gleichsam aufgezwungen worden, nach dem Motto: »Wenn ihr den einen wollt, müsst ihr auch den anderen nehmen.« In Wahrheit hätten die Bayern ihn gern behalten, aber letztlich war der Wille der Spieler entscheidend. Und der ihrer Ehefrauen.

Es war das erste Jahr, in dem drei ausländische Spieler in einer Mannschaft angemeldet sein und spielen durften – und ganz unten auf meiner Einkaufsliste, die ich Pellegrini im Frühjahr ausgehändigt hatte, stand der Stürmer Rabah Madjer. Der Algerier trug bei uns den Spitznamen »Il tacco di Allah« (»Die Hacke Allahs«) wegen seines berühmten Hackentors im Finalspiel des Europapokals der Landesmeister 1987, das der FC Porto gegen Bayern gewann. Wir umwarben ihn intensiv; ich hatte ihn mehrmals gesehen, und er gefiel mir sehr gut, aber die Reihe der Interessenten war bei ihm ebenso lang wie bei Matthäus. Ich flog noch

einmal nach Ägypten, um ihn bei einem Spiel der algerischen Nationalmannschaft zu beobachten – und direkt vor meinen Augen zog er sich einen üblen Muskelriss zu. Als ich ihn am nächsten Tag traf, empfing er mich mit einem Eisbeutel auf der Oberschenkelrückseite. Ich ließ ihn eine Vertragsverpflichtung unterschreiben und kehrte zufrieden nach Mailand zurück – auch wenn der Muskelriss meine Laune etwas trübte und sich in mir Zweifel regten. Etwa einen Monat später kam er zum Medizincheck nach Mailand, eine Gelegenheit, die wir nutzten, um ihn der Presse vorzustellen. Er legte sich einen Inter-Schal um und grüßte unter allgemeiner Begeisterung die Fans. Dr. Cipolla, der Mannschaftsarzt, nahm mich jedoch noch während der Feierlichkeiten beiseite und sagte: »Gianni, ich möchte dir nicht die Party verderben, aber die körperliche Gesundheit dieses Spielers kann ich dir nicht garantieren. So einen Muskelriss habe ich noch nie gesehen.«

»Na, jetzt übertreib mal nicht!«, antwortete ich gereizt. »Wir hatten alle schon mindestens einen Muskelriss, und einen Monat danach haben wir gespielt wie vorher ...«

»Ach ja? Dann schau dir das an«, sagte er und zeigte mit das Röntgenbild.

Der zweiköpfige Oberschenkelmuskel war unglaublich dünn, er wirkte wie ein Stück Baumwollgarn – dabei ist er normalerweise mindestens drei bis vier Zentimeter dick. Mir zog es den Boden unter den Füßen weg. Wir riefen Pellegrini an und besprachen die Sache. Der echte Vertrag war noch nicht unterschrieben, deshalb konnten wir uns – Pressekonferenz hin oder her – noch entscheiden, ihn nicht zu kaufen. Und so war es. Madjer streifte das Inter-Trikot niemals über und wurde zum FC Valencia transferiert. Später erfuhr ich, dass er sich bei seinem zweiten Spiel in Spanien wiederum eine Verletzung zuzog und für den Rest der Saison ausfiel.

Wir standen ohne neuen Stürmer da, und der Transfermarkt war beinahe dicht. Nachdem »Spillo« Altobelli weg war, brauchten wir noch einen Stürmer an der Seite von Serena – und entschieden uns kurzerhand für den Argentinier Ramón Díaz. Ein Angreifer, beinahe schon 30 Jahre alt. Mit 20 war er ein vielversprechendes Talent gewesen, dann erlebte er eine Karriere mit Höhen und Tiefen, zuerst bei Neapel, dann bei Avellino und schließlich bei Florenz. Wir hatten Glück im Unglück: Díaz war selbstloser als Madjer, wir konnten ihn links neben Serena weit in der Mitte aufstellen, was mit dem Algerier nicht so einfach gewesen wäre.

Die fünf neuen Spieler brachten frischen Wind in die Stammformation: Walter Zenga im Tor; Giuseppe Bergomi, Riccardo Ferri und Andrea Mandorlini in der Abwehr; Andreas Brehme als moderner Außenverteidiger, der auf der linken Seite auch mal den Außenstürmer geben konnte; Gianfranco Matteoli, Nicola Berti und Lothar Matthäus im Mittelfeld; Alessandro Bianchi als rechter Außenstürmer und das Duo Aldo Serena/Ramón Díaz im Angriff. Bei den Ersatzspielern konnte ich auf die Erfahrung von Beppe Baresi und Pietro Fanna zählen und auf die Begeisterung der jungen Spieler Corrado Verdelli, Pasquale Rocco, Massimo Ciocchi und Dario Morello.

Auf dem Papier stand jetzt genau die Mannschaft, die ich haben wollte – aber bei Inter weiß man ja nie. Das Team war immer noch schwächer als meine alte Mannschaft bei Milan, und es war wirklich schwierig vorherzusehen, was die Zukunft bringen würde. So starke Formationen wie meine aktuelle hatte es bei Inter schon zuvor gegeben. Im Jahr bevor ich kam, hatten zum Beispiel die Transfers von Tardelli, Fanna und Marangon den Fans Hoffnungen gemacht, aber die Ergebnisse ließen auf sich warten. Daher war es wohl besser, erst mal abzuwarten.

Ich hatte also einen gut besetzten Kader mit Spielern, denen ich vertrauen konnte, da war ich mir sicher. *Spieler*, wohlgemerkt! Was dagegen die *Männer* betraf, sah die Sache anders aus. Um ehrlich zu sein, ging es in der Kabine nicht sehr harmonisch zu, und der Weggang des alten »Senators« Altobelli hatte die Gruppendynamik auch nicht derart verbessert, wie ich gehofft hatte. Es gab einfach viele starke Persönlichkeiten, die sich leicht in die Haare gerieten.

Walter Zenga und Lothar Matthäus etwa waren zwei geborene Alphatiere, extrovertiert, draufgängerisch, überzeugt davon, besser zu sein als die anderen – und sie konnten sich nicht ausstehen. Matthäus war offensichtlich beliebter, da er nicht im Tor stand, und Zenga wurde eifersüchtig. Doch es war auch eine Frage des Zugehörigkeitsgefühls und der Verbundenheit mit dem Verein. Walter kam, ebenso wie Bergomi und Ferri, aus der Jugendmannschaft von Inter; er hatte sich bis in die erste Mannschaft hochgearbeitet und war der Meinung, dass Spieler wie er die echten Inter-Kicker waren – im Gegensatz zu denen, die erst später von anderen Vereinen dazugekommen waren. Ich brauchte viel Geduld mit ihm, sein reizbares Gemüt brachte ihn mehrmals in Schwierigkeiten, aber zugleich brachte er auf dem Platz außergewöhnliche Leistungen.

Auch Matthäus machte ich keine Szene, als ich erfuhr, dass er nach dem Training ins Auto stieg und in die Schweiz fuhr, wo er ein Mädchen traf, in das er sich verguckt hatte. Diese Fahrerei über die Grenze lenkte ihn ab und machte ihn müde; es wäre meine Pflicht gewesen, ihm in einer ruhigen Minute ein paar Takte zu sagen, aber meine Philosophie war die, innerhalb der Mannschaft ein harmonisches Gleichgewicht aufzubauen und zu halten, auch wenn ich dazu den ein oder anderen Kompromiss eingehen musste. Außerdem war Matthäus ein spezieller Typ: Er brauchte sehr viel Bestätigung. Er lebte dafür, gelobt zu werden,

man musste ihm dauernd sagen, dass er gut war – super, der Beste. Gab ich ihm das Gefühl, wichtig zu sein, gab er alles – wenn nicht, gab er schnell auf. Er wirkte grimmig wie ein »Teutscher aus Teutschland« und legte nach außen eine gewisse teutonische Aufgeblasenheit an den Tag, aber unter der harten Schale war er ein sehr sensibler Junge.

Einmal hatten wir in einer Partie einen Vorsprung, aber der Gegner war gerade dabei, uns in Schwierigkeiten zu bringen. Wir mussten also die Räume eng machen und kompakt stehen, und ich brüllte ihm von der Bank aus zu: »Lothar, bleib auf deiner Position und stabilisiere die Defensive, wir dürfen nicht so offen stehen!« Und er ... nichts, keine Reaktion! Er rannte los, den Ball am Fuß und hörte überhaupt nicht auf mich. Den Kopf stur nach unten gerichtet, rannte er weiter und ließ die Defensive Defensive sein.

»Lothar, bleib da! Hast du verstanden? Lothar!« Immer noch keine Reaktion.

In der Halbzeitpause stürmte ich wie eine Furie in die Kabine und machte ihm vor allen anderen eine Szene: »Will es dir vielleicht in den Kopf gehen, du verdammter Dickschädel, dass du dich nicht von da wegbewegen sollst, weil wir sonst ein Tor kassieren?«

Erst stotterte er irgendetwas, dann begann er zu weinen, zog sich das Trikot aus und sagte: »Ich spiele nicht mehr.« Wie ein Kind! Natürlich hätte ich ihn nicht vor der ganzen Mannschaft zur Schnecke machen sollen – für einen, der so stolz und ehrgeizig war wie er, war so eine Beleidigung schwer zu verkraften. Also schickte ich alle anderen raus, er und ich blieben allein in der Kabine. Ich versuchte es im Guten, gab ihm einen zärtlichen Klaps und versuchte, ihn zu trösten: »Es tut mir leid. Du weißt doch, dass du der Beste der Welt bist, verdammt! Ohne dich gewinnen wir gar nichts ...« Schließlich konnte ich ihn doch

dazu überreden, in der zweiten Halbzeit wieder auf den Platz zu gehen.

Zwei andere Persönlichkeiten, die sich außerhalb des Trainings nicht ganz so einfach führen ließen, waren Berti und Serena. Sie waren die Einzigen in der Mannschaft, die weder eine Ehefrau noch eine Verlobte hatten – es gab also niemanden, der sie im Privatleben kontrollierte. Es waren zwei eingefleischte Junggesellen, immer vergnügungslustig und bereit, die Nacht zum Tag zu machen – und dafür bietet Mailand bekanntlich allerhand Möglichkeiten. Irgendwann musste ich auf eine uralte Methode zurückgreifen: Ich setzte eine Art Privatdetektiv auf sie an, der sie im Auge behalten sollte, ohne sich bemerkbar zu machen. Da kamen ja schöne Sachen heraus! Ich ging zum Präsidenten und erklärte ihm, dass wir ein Exempel statuieren müssten. Pellegrini bestellte sie zu sich ein, nahm sie in die Mangel, bestrafte sie und nahm ihnen das Versprechen ab, sich ab sofort wie Profisportler zu verhalten. Aber man weiß ja, was ein Versprechen bei 20-Jährigen wert ist. Die Überwachung wurde also dennoch fortgesetzt, wir wollten lieber kein Risiko eingehen.

Auf der anderen Seite waren da die Goldjungs – Bergomi, Ferri oder Mandorlini beispielsweise: verantwortungsbewusst, wohl-erzogen, man musste nie etwas sagen, und sie verstanden alles blitzschnell. Bergomi hatte ich kennengelernt, als er 22 Jahre alt war, vier Jahre zuvor war er bereits Weltmeister geworden. Er hatte die gereifte Persönlichkeit eines 50-Jährigen – vielleicht war er sogar zu streng und hart mit sich selbst. Aber er interessierte sich für alles – für die Taktik, die gegnerischen Mannschaften, für den internationalen Fußball; er war immer hellwach, fragte mich aus, informierte sich, er war neugierig und vor allem ernsthaft. Der Rest der Mannschaft war ein Haufen verspielter Jungs, immer am Lachen und Herumblödeln; von ihm dagegen hörte man nie einen doofen Witz, nie einen frivolen Scherz.

Ich dachte darüber nach, wie ich die Mannschaft aufstellen sollte. Passarella war zu River Plate zurückgegangen, und wir hatten keinen Libero gekauft. Also beschloss ich, dass Mandorlini die Verteidigung anführen sollte. Andrea war als Mittelfeldspieler ausgebildet, er war schnell und machte auch Druck nach vorn. Bergomi und Ferri waren sicher im Torabschluss und beide ein bisschen schüchtern beim Spielaufbau, aber darum kümmerte sich Brehme. Ferri verfügte über eine erstklassige Technik, und es ist ein Jammer, dass er nur als einer berühmt wurde, der »draufhauen« konnte. Ja, er konnte draufhauen, aber er hatte bessere Anlagen als viele Mittelfeldspieler. Ich platzierte Matteoli um einige Meter nach hinten, Berti mit Brehme auf die linke Flanke, Bianchi mit Matthäus auf die rechte. In den Angriff stellte ich das eigenwillige Duo Serena/Díaz, mit Serena als klassischem Mittelfeldspieler und Díaz, der auf der Linken variieren konnte.

Ich musste hart daran arbeiten, das Gleichgewicht herzustellen: Mandorlini und Matteoli mussten sich an ihre neuen Aufgaben gewöhnen; Letzterer neigte außerdem dazu, nach vorn zu drängen, deshalb musste ich mir etwas ausdenken, um die Mannschaft zu schützen, wenn er seine Position verließ.

Matthäus, typisch deutscher Leader, der er war, wollte immer offensiv auftreten und legte oft mit Volldampf los, ohne sich um meine Befehle zu scheren; jedoch entschied er die Partien sehr oft allein, das musste man ihm lassen. Zum Glück konnte ich auch auf einen Strategen wie Bianchi zählen, einen Spieler mit überdurchschnittlicher Präzision und taktischem Gespür.

Durch meine Zielstrebigkeit und unerbittliche Beharrlichkeit kam langsam Ordnung in das Team, und allmählich stellten sich die ersten Erfolge ein.

Damit die Spieler, die bei der Olympiade in Seoul dabei waren, Atem holen konnten, begann die Saison 1988/89 spät. Die sommerlichen Spiele der Coppa Italia hatten mich nicht begeistert:

Nachdem wir die zweite Gruppenrunde erreicht hatten, wurden wir von Lazio und Florenz rausgekickt. Nach der 3:4-Niederlage gegen die Violetten machte sich eine gewisse Feindseligkeit mir gegenüber bemerkbar. Ich spürte auch eine Unterkühltheit vonseiten der Direktion, deshalb stellte ich mich mental schon darauf ein zu kündigen. Als die Spieler die Situation erkannten, taten sie etwas Bemerkenswertes: Zenga, Bergomi, Ferri, Mandorlini und Berti kamen in mein Büro in Appiano Gentile und baten mich zu bleiben. Sie versicherten mir, dass ich der richtige Trainer für Inter sei; sie drückten ihre ehrliche Bewunderung für meine Arbeitsweise aus. Ich war so gerührt, dass ich Tränen in den Augen hatte – ja, ich rege mich zwar leicht auf, aber ich bin auch sehr sensibel.

Wir standen am Saisonanfang, die Meisterschaft kam so langsam auf Touren, und als es richtig losging, war alles vergessen. Vom ersten Spieltag an präsentierte sich die Mannschaft in Topform, am fünften Spieltag waren wir bereits alleiniger Spitzenreiter. Nur der SSC Neapel mit Maradona, Careca und Alemão und der AC Milan mit dem niederländischen Trio Gullit/Rijkaard/van Basten schienen in der Lage, mit uns mithalten zu können. Zwischen Ende November und Anfang Dezember absolvierten wir eine Reihe wichtiger Spiele im UEFA-Pokal und in der Serie A. Im UEFA-Pokal trafen wir, nachdem wir in den ersten beiden Runden zwei schwedische Mannschaften – den IK Brage und den erfolgreicheren Malmö FF – besiegt hatten, im Achtelfinale auf niemand Geringeren als Bayern München, den ehemaligen Klub von Matthäus und Brehme.

Es war Ende November, in München herrschte eine Hundekälte: Mandorlini war verletzt, also schickte ich Verdelli als Libero auf den Platz, ich ließ Díaz draußen und stellte Brehme als Mittelfeldspieler auf, Beppe Baresi als Außenverteidiger und Matteoli als Nummer 9, mit Serena als Spitze. Ich beschloss,

© 2015–2016 Rizzoli Libri S.p.A. / Rizzoli, Milan

Die italienische Originalausgabe mit dem Titel »Non dire gatto – La mia vita sempre in campo, tra calci e fischi« erschien 2015 bei Rizzoli Libri S.p.A. / Rizzoli, Milan.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage

ISBN 978-3-667-10705-3

Die Rechte für die deutsche Ausgabe liegen
beim Verlag Delius Klasing & Co. KG, Bielefeld.

Aus dem Italienischen von Julia Milan

Lektorat: Niko Schmidt

Alle Fotos © Archivio fotografico Giovanni Trapattoni, außer:

S. 13 (o.): Peter Kneffel, dpa – Fotoreport; S. 14 (o.): Jan Nienheysen,

dpa – Sportreport; S. 14 (u.): Andreas Altwein, dpa – Fotoreport;

S. 16 (u.): imago/Ulmer

Schutzumschlaggestaltung: Jörg Weusthoff, Weusthoff Noël, Hamburg

Satz: Axel Gerber

Druck: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany 2016

Alle Rechte vorbehalten! Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verlages
darf das Werk weder komplett noch teilweise reproduziert, übertragen
oder kopiert werden, wie z. B. manuell oder mithilfe elektronischer und
mechanischer Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und
Datenspeicherung.

Delius Klasing Verlag, Siekerwall 21, D - 33602 Bielefeld

Tel.: 0521/559-0, Fax: 0521/559-115

E-Mail: info@delius-klasing.de

www.delius-klasing.de